

## **Memoriam – Tempo e tempi**

für Chor und Orchester auf Texte von Hans-Ulrich Treichel und William Shakespeare  
(2008/09)

Auftragswerk der Universität Leipzig zum 600jährigen Bestehen der Leipziger Universität  
und zur Einweihung des Neuen Paulinums - Aula/Universitätskirche St. Pauli

Das Gedicht „Immerdar“ schrieb Prof. Hans-Ulrich Treichel exklusiv für diesen Anlaß.  
Prof. Treichel ist Professor für Literatur am Deutschen Literaturinstitut der Universität  
Leipzig.

UA: 2.12.2009, Universität Leipzig, Neues Paulinum, Festakt zum 600jährigen Bestehen der  
Leipziger Universität, Universitätschor Leipzig, Mendelssohn-Orchester, David Timm

Dauer: ca. 17

Verlag: C. F. Peters Frankfurt

Sätze/Form: Prolog – I (Treichel) – Interludium – II (Shakespeare) – Epilog (Treichel)

Besetzung: gemischter großer Chor (S, A, T, B), Orchester: 2.3 (3. als Fernoboe hinter dem  
Publikum).2.2.- 4.4 (3. und 4. Trp. als Ferninstrumente hinter dem Publikum).3.1.- Pk.-  
Schlwg. (3 Spieler) – Hrf. – Klav. – Streicher (ideal: 14.12.10.8.6 oder 12.10.8.8.6) (und 2  
Ferninstrumente oberhalb oder seitlich des Orchesters/in Distanz: Solo-VI. und Solo-Vla.)

Weitere Infos unter: [www.BerndFranke.de](http://www.BerndFranke.de)

---

Gedanken zur Komposition:

Was ist Geschichte, was ist Zeit, was ist Glauben?

Wie gehen wir mit Brüchen , Wunden und Verletzungen um?

Was bleibt, was verändert sich, was ist quasi zeitlos?

Wie erleben wir persönlich Veränderungen? (biografische, gesellschaftliche, kulturelle)

Welchen Stellenwert hat für uns Bildung, welche Beziehung haben wir zur nächstfolgenden  
Generation, wie gehen wir mit Verantwortung und Moral um?

Was ist Freiheit in der Bildung, für den Einzelnen, in der Kunst, in der Gesellschaft?

Solche und noch viele andere Fragen habe ich mir nach Erteilen des ehrenvollen

Kompositionsauftrages der Leipziger Universität zum 600jährigen Jubiläum gestellt.

Auf der Suche nach geeigneten Texten zum Vertonen habe ich mich nach längerer Suche aus  
einer engeren Auswahl für zwei Texte entschieden: einen Ausschnitt aus Shakespeares  
„Hamlet“– eine Ode an den Menschen, an seine Fähigkeiten zu Außergewöhnlichem, das,  
was ihn als Mensch von allen anderen Geschöpfen unterscheidet, ihn zu Mit-Menschlichkeit  
und zu bewusstem Handeln bringt.

Das zweite Gedicht „Immerdar“ wurde auf meine Bitte hin im Januar 2009 von dem bekannten deutschen Schriftsteller und Lyriker Hans-Ulrich Treichel für dieses Werk geschrieben. Prof. Hans-Ulrich Treichel lehrt seit einigen Jahren am Deutschen Literaturinstitut der Universität Leipzig.

Ich kenne Treichel schon seit vielen Jahren sehr gut, habe mit ihm auf Anregung von Hans-Werner Henze zusammen an der deutschen Fassung meiner letzten Oper „Mottke der Dieb“ gearbeitet. Hans-Ulrich Treichel war viele Jahre Librettist von Henze und zählt seit langem zu den prominentesten Lyrikern deutscher Sprache. Seine Romane werden bei Suhrkamp verlegt. Großen Erfolg hatte er u.a. mit seinen Büchern „Tristanakkord“ und „Der Verlorene“.

Hans-Ulrich Treichel beschäftigt sich in seinem Gedicht „Immerdar“ mit ewigen Fragen nach dem Sinn des Lebens, mit den Themen Werden und Vergehen und dem Wechselspiel von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Ein wunderbar schlichtes Gedicht, welches mich stark an japanische Lyrik erinnert. Gerade solche Passagen wie „das Haus, das wir bauen, der Sturm, der es einreißt“ erinnern an die Vergänglichkeit und an den Schmerz von Verlusten. Diese Metapher kann man konkret auf die Geschichte der Leipziger Universität und der Universitätskirche beziehen. Die Patina einer Stadt wie Leipzig ist wie jede große Stadt mit einer reichen Kulturtradition und Geschichte ein ewiges Überschreiben und Verändern von äußeren und inneren Strukturen. Es gibt nie Stillstand, alles bewegt sich, nichts ist von unendlicher Dauer. So habe ich u.a. Treichels Gedicht „Immerdar“ interpretiert.

Zum Titel und einer Zeitgeschichte:

Im Frühjahr 2008, während ich schon auf der Suche nach geeigneten Texten war, fand im Rahmen meiner Lehrtätigkeit an der Universität eine Improvisationveranstaltung statt.

Die Studenten hatten die Aufgabe, für freie Gruppenimprovisationen geeignete Texte mitzubringen. Ein Teilnehmer davon, einer unserer Muwi-Absolventen, Christoph Beyer, brachte das Gedicht „Tempo e tempi“ von Eugenio Montale mit. Ich war von Anfang an, wie auch Christoph Beyer, von diesem Gedicht fasziniert, von seiner metaphysischen Ebene, der Besonderheit der Sprache, des Ausdruckes. Leider erhielt ich von Montales Verlag in Italien nicht die Rechte zur Vertonung. So entschloß ich mich, das Gedicht als Grundlage für das instrumentale Interludium zu verwenden und den Titel des Gedichtes als Fragment in den Werktitel einzuarbeiten. Es wird nicht für den Chor vertont, es erfolgt eine instrumentale Transformation in zwei Streichersoli mit Begleitung. Diese beiden Soli, eine Fern-Violine und eine Fern-Viola, ersetzen quasi zwei Solo-Gesangsstimmen und stellen zwei zusätzliche Linien/Schichten zur vorhergehenden Vertonung von Treichels Gedicht dar. Mit „Fern“ ist gemeint, dass beide Instrumente in einer räumlichen Distanz zum Orchester positioniert sind. Diese Form der Räumlichkeit spielt auch für Prolog und Epilog eine wichtige Rolle.

Im Prolog erklingen Rufe aus der räumlich-historischen Ferne, übertragen auf drei Oboen und vier Trompeten. Diese sind antiphon aufgestellt, eine Oboe und zwei Trompeten stehen hinter dem Publikum.

Im Epilog treten zu diesen Instrumenten nun auch die beiden Solo-Streichinstrumente Violine und Viola hinzu.

Welche Rolle spielen bei mir die Zeit und das Tempo?

Die Zeit wird unterschiedlich organisiert. Es gibt aleatorische Teile mit freiem Metrum, quasi organisch-aufgelöst, ohne klar erkennbaren Puls. Das betrifft vor allem Prolog und Epilog. Satz I mit der Treichel-Vertonung hat einen Grundpuls 60, also Herzschlag, und ist vom Charakter her schlicht, liedhaft, einfach, mit wenigen Schnörkeln, dem Gedicht von Treichel ähnlich in der poetischen Struktur. Bestimmte Intervalle und Basisklänge kehren immer wieder, Linien und einfache Klangstrukturen kreisen um die Zentralmotive und -klänge. Im Orchester tauchen schlichte „Schattenfiguren“ in den Streichern auf, die tiefen Streicher „weben“ ein weiches organisches Gefüge, kantige harte Klänge wechseln sich mit weichen ab.

Das Interludium „tritt aus der Zeit“. Wie in der indischen Musik wird das Puls-Herzschlag-Tempo auf 30 halbiert, ein Vakuum entsteht, in dieses Vakuum treten die beiden Fern-Solo-Instrumente in ein Zwiegespräch, kontrapunktiert und begleitet nur von diffusen Cluster-Pizzicati der tiefen Streicher, des Klaviers, der Harfe und am Anfang unterstützt von dem Quart-Tritonus-Klang des Chores. Der Chor „zieht“ diesen Basis-Klang von Satz I wie ein Echo in das Vakuum hinein.

Satz II beschleunigt das Tempo um das Mehrfache auf 120 und zieht es immer weiter an. Die Vertonung von Shakespeares Text ist eine Ode, eine Liebeserklärung an den Menschen. Als Basis dient ein polytonaler Akkord, welcher schon im Prolog kurz auftaucht. Zentralton ist wiederum das A.

Im Epilog wird der Puls nach und nach wieder aufgelöst, ähnlich wie im Prolog werden mehrere Linien überlagert, der Chor wiederholt den Schlußteil von Treichels Gedicht „Immerdar“ und zitiert die Anfangsklänge des Prologs.

Klänge/Töne/Strukturen:

im Prolog „zitiere“ ich die Grundtonart von einer meiner Lieblingskompositionen von Mozart, der g-Moll Symphonie. Aus dem repetierten Grundton G wird eine Mollterz G-B und daraus dann ein spannungsgeladener Tritonus G-Des.

Weiche Terzen und angespannte Tritoni stellen eine Einheit in der Semantik und im Ausdruck dar. Der Tritonus transformiert dann später in Quartan bzw. Quinten, ebenfalls symbolträchtige Intervalle.

Diese anfänglichen Repetitionen werden antiphon von vier Trompeten und drei Oboen gespielt. Diesem Introitus schließt sich eine freie aleatorische Struktur der Holzbläser und der Streicher an, ein „Fließen und Loslassen“ nach der extrem aufgestauten Energie am Anfang. Pulse in den tiefen Instrumentengruppen kommen dazu, es baut sich ein polytonaler Klang auf, welcher im Satz II später wiederkehrt.

Ein weiteres wichtiges Motiv wird vorgestellt: **A-C-H**, eine Chiffre, abgeleitet aus **Alma Mater Lipsiensis**, eine Tonkombination erstellt aus zwei unterschiedlichen Herangehensweisen. Einmal abgeleitet aus der konkreten Übertragung des Buchstabens A auf den Ton A und bei MATER LIPSIENSIS abgeleitet aus der Übertragung der Buchstaben des gesamten Alphabets auf die chromatische Skala.

Der Ausgangston A spielt für beide Chor-Orchester-Hauptsätze eine wichtige Rolle, von ihm aus bildet sich ein Quart-Tritonus-Akkord am Anfang des Satzes I, der Ton A wird ebenfalls zum klanglichen Ausgangspunkt für Satz II.

Des weiteren arbeite ich auch, wie seit längerem, mit aleatorischen und vor allem teilaleatorischen Mitteln, welche zu einer größeren Organik und Polyphonie führen und dennoch mit relativ überschaubaren und einfachen Mitteln zu realisieren sind.

Die Essenz, die Grundsubstanz in meiner musikalischen Sprache ist in der Regel einfach und klar, wird aber durch unterschiedlichste kontrapunktische und aleatorische Strukturen verfeinert und so zu einer organisch-konstruktivistischen Stilistik geführt.

Chiffren, semiotische Denk- und Arbeitsweisen und organische Kompositionsmittel bilden in der Regel die Ausgangsbasis und den Gegenpol zur klaren architektonisch-formellen Struktur. Heterogene Strukturen bilden eine Einheit in der Ganzheitlichkeit.

Bernd Franke im April 2009